



Nr. 23.

Prag, den 5. Dezember 1913.

XIV. Jahrg.

Juda.

Gezwängt in Ghetto-Wände,
Geknebelt in das Loch,
Gebunden deine Hände:
Blieb frei der Geist dir doch.

Den konnten sie nicht zwingen,
Der schwang sich dennoch auf;
Und nie auch wird's gelingen,
Du hemmen seinen Lauf.

Sie konnten viel uns nehmen
Gen Völkerpflicht und Recht,
Verachten uns, vervehmen:
Wir wurden doch nicht schlecht.

Und hat man stets aufs neue
Den Fuß auf uns gesetzt,
Arglistig, sonder Treue
Verbrieftes Recht verlehzt:

Was hat dich aufgerichtet,
Mein Volk, im Leid verhöhnt,
Dich deinem Gott verhöhnt?

Es war in enger Klausel
Dein friedevolles Heim.
Des Elends Nacht gelichtet,
Da, wo du warst zu Hause,
Warst König du allein.

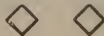
Ob draußen jeder Bube
Bum Gassenspott dich macht;
Wurd' doch in nied'rer Stube
Dir Ehrfurcht dargebracht.

Die Reine deiner Frauen,
Des Kindes tren Gemüt,
Vergang'ner Größen Schauen,
Ein helles Sabbathlied:

Das war'n die Baubermächte,
Die dich gestärkt, mein Stamm,
Daß freiheitslos, ohn' Rechte,
Dich doch bewahrtest wundersam.

Drum laßt nur Leid und Aerger
Uns schmäh'n ohn' Unterlaß!
Des Juden Herz ist stärker
Als seiner Feinde Haß!

Thekla Shorra.



Haphtarah zu יִשְׁלַח

Von den zwölf kleinen Propheten ist Obadiah der kleinste und seine einzige Prophetie bildet die Haphtarah für den Wochenabschnitt. Der Teil der heiligen Schrift, welcher jene zwölf Propheten einschließt, gleicht einem Trümmerhaufen. Es sind nämlich Fruchstücke gewaltiger Leistungen von Männern, die in Israel während einer tragischen Epoche lebten und wirkten. Von ihren gewiß zahlreichen Schriften sind nur kümmerliche Reste erhalten worden, diese aber lassen darauf schließen, daß jene, die verloren gegangen sind, eine Fülle von Kraft und Beredsamkeit in sich bargen, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Die kleine Prophetie des Obadiah, die uns heute beschäftigen soll, hat an sich einen eigenen Charakter. Sie wendet sich hauptsächlich gegen das blutsverwandte Edom (Nachkommen Esaus), welches mit den Feinden Israels gemeinsame Sache machte und das geschwächte Juda bekriegen half. In seinem tiefen Schmerz ob des Verrates einer Brudernation erhebt der Prophet seine Stimme und kündigt in Worten voller Bitterkeit, doch von göttlichem Geiste getragen, die Zukunft dem verräterischen Volke und spricht: „Geschieht es nicht am jebigen Tage, ist der Spruch des Ewigen, daß ich vernichte die Weisen aus Edom und die Einsicht vom Berge Esau? Und es zagen keine Helden, Teman, damit Jeglicher ausgerottet werde vom Berge Esau, von der Wüststätte. Ob der Gewalttat gegen deinen Bruder Jakob wird dich Schande bedecken und du wirst ausgerottet sein für ewig. Am Tage, da du dabei standest, am Tage, da Fremde dein Heer wegführten und Ausländer in seine Tore drangen und um Jeruschalajim das Los warfen, da warst auch du wie einer von ihnen. Aber du sollst dich nicht wieder weiden an dem Tage deines Bruders, am Tage seines Elends, und dich nicht freuen über die Söhne Jehudah am Tage ihres Unterganges

und nicht großtun mit deinem Munde am Tage der Drangsal. Du sollst nicht dringen in das Tor meines Volkes am Tage ihres Sturzes, nicht sollst auch du dich weiden an seinem Unglück am Tage seines Sturzes und nicht Hand legen an sein Heer am Tage seines Sturzes. Und du sollst nicht wieder an der Wegescheide halten, niederzuhauen seine Flüchtlinge und nicht anschliefen seine Uebriggebliebenen am Tage des Drangsals. Denn nah ist der Tag des Ewigen über alle Völker, so wie du getan, wird dir getan, dein Werk kehrt zurück auf dein Haupt. Denn so wie ihr getrunken habt auf meinem heiligen Berge, werden alle Völker beständig trinken; und werden trinken und taumeln und sein wie Kiegewesene. Aber auf dem Berge Zion ist Zufluchtstätte, denn er ist heilig; und das Haus Jakob wird einnehmen sein Erbe. Und das Haus Jakob wird ein Feuer, und das Haus Josef eine Flamme, und das Haus Esau zu Stoppeln, und jene zünden sie an und verzehren sie, und es bleibt Keiner übrig von dem Hause Esau, denn der Ewige hat es geredet.“

Solches zu sprechen vermochte wohl nur ein Mann, der sein Volk über alles liebte und sein Vaterland aller Opfer wertgehalten hat. Und das Bruchstück sagt uns, welchem mächtigen Geist es entsprossen ist.

Erwägen wir, daß bei allen anderen Völkern, wenn sie im Besitze selbst dieses kleinen Bruchstückes wären, welches einer ihrer Ahnen vor etwa zweitausendsiebenhundert Jahren gesprochen hat, jedes Wort Gemeingut des ganzen Volkes wäre, erwägen wir es, so müssen wir es doppelt bedauern, daß unser Volk und seine Jugend die Schätze ihres Schrifttums so wenig kennt.

Die einzige Rede des Obadiah, deren größten Teil wir oben übersetzt wiedergegeben, ist mehr, als je ein Volk aus einer so ferner Zeit aufzuweisen hat. Im Urtexte klingt sie schöner und würdevoller,

läßt uns auch in das Herz des Propheten blicken und wir müssen ihn bewundern und lieb gewinnen, denn seine Sprache zeugt von Adel und von Mut.

Versuchet diese 21 Verse im Original zu lesen und zu verstehen.

Ben Jehuda.



Die Prager israelitische Kultusgemeinde im 18. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Nathan Grün.

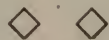
(Alle Rechte vorbehalten.)

(Schluß.)

Noch bluteten die Wunden der noch nicht ganz vor einem Monat verübten grausamen Plünderung, und nun traf sie noch Schrecklicheres, im nächsten Monate schon sollten sie ihre Wohnsitze abbrechen, den Wanderstab ergreifen, die geliebte Heimat verlassen, welche durch tausendjährige Erinnerungen ihnen teuer geworden; die uralte Prager Judengemeinde, zu der alle Gemeinden in Israel wie zu einer Mutter in Liebe und Ehrfurcht aufblickten, sollte mit einem Male aus dem Dasein schwinden. Alle Vorstellungen und untertänigsten Bittgesuche, auch die böhmische Statthalterei trat mit ihren Gesuche zugunsten der Juden bei der Kaiserin ein sie hatten aber bloß den Erfolg, daß der Ausweisungstermin bis zum 31. März verlängert wurde. Am 31. März 1745 war auf der Stätte, wo ein volles Jahrtausend hindurch das regste Leben herrschte, eine schauerliche Grabesruhe. Die jüdischen Bewohner Prags, bestehend aus 10.000 Personen, hatten ihre uralte Heimat, nachdem sie, wie es in dem Berichte der Statthalterei an die Kaiserin heißt, nicht ohne das größte Herzleid und Betrübnis, und mit Vergießung häufiger Tränen und mit Wehklagen die Schlüssel von ihren Synagogen und Judenschulen, dann ihrem Rathaus und Deputiertenamte dem Exekutionskommissär Grafen v. Kollowrath übergeben, verlassen. (Wolf, ib. 168).

Vier Jahre lang blieb Prag den Juden verschlossen, bis im Jahre 1748

wieder der Erlösungsruf an sie erging, die Tore des alten Ghetto öffneten sich ihnen wieder und mit Freuden und Dankgebeten zu ihrem Gotte kehrten sie zurück in die geliebte, schwer vermißte Heimat. Wie doch in der Geschichte so oft eine merkwürdige, wunderbare Verkettung der Ereignisse sich zeigt! 1748 öffneten sich die Tore des Prager Ghetto, um den vertriebenen Juden wieder Einlaß zu gewähren, und ein Jahrhundert später, im Jahre 1848, taten sich wieder die Tore dieses Ghetto auf, aber unter welch' geänderten Verhältnissen! Nicht um Vertriebene wieder aufzunehmen, sondern um die Jahrhunderte hindurch in engen Räumen Eingeschlossenen in Freiheit ausziehen zu lassen. Die Judenstadt, welche fast ein Jahrtausend lang von den heftigsten Stürmen des mittelalterlichen Hasses umbraut war, hatte dadurch im Freiheitsjahre 1848 als solche zu bestehen aufgehört. Und nach wieder fünfzig Jahren, im Jahre 1898, vollzog sich eine neue Wandlung in diesen Stadtteile Prags, es wurde mit der Realisierung des Planes, die alten Häuser, welche Zeuge der blutigen, unmenschlichen Verfolgungen waren, abzubringen, um an deren Stelle Prachtbauten aufzuführen, der Anfang gemacht. Möge es der Genius der Menschheit fügen, daß mit den alten Häusern auch der letzte Rest der mittelalterlichen Unbuddsamkeit schwinde.



Ottiana.

Erzählung von Alessandro Carasso.

Ein großer weißer Hund lief mit hängenden Ohren durch die Gäßchen des Judenviertels.

Vor jeder Haustür blieb er stehen und beschnupperte mit geblähten Nüstern alles was davor lag; doch ein paar Kiesel und einige welke Blätter waren alles, was er fand.

An seinen hastigen Bewegungen, den wilden Sprüngen, mit denen er auf die verstreut liegenden Gegenstände losfuhr, konnte man sehen, daß er von fürchterlichem Hunger gequält wurde. Aber keinen Laut gab er von sich, nicht einmal ein mißvergnügtes Knurren.

Es war etwa um die Mittagszeit. Die Sonne stand ruhig mitten am Himmel und grüßte freundlich mit ihren goldenen Strahlen die erschöpfte Erde. Ganz still war es ringsum; kein Wanderer, kein Wagen störte die Ruhe und das ausgehungerte Tier spürte weiter umher.

Aber da erklang plötzlich aus einer Haustür eine heisere Knabenstimme: „Ottiana!“

Der Hund horchte auf.

Vor ihm stand ein barfüßiger und barhäuptiger Junge mit stechenden grauen Augen und einer Schmutznase. Sein Anzug bestand aus einem Paar zerfetzter Hosen und einem unsauberen Hemd.

„Komm her, Ottiana, komm her!“ rief der Junge und warf ihm einen scharfen grauen Kiesel zu.

Der Hund knurrte ärgerlich und lief weiter die stillen Gäßchen entlang. Der Bengel lief ihm nach und jagte ihn.

Sein Hundehertz wurde ganz gerührt als er sich bei seinem alten Namen gerufen hörte, dem Namen, den er schon fast vergessen hatte. In seinem schwer herabhängenden Kopfe fing das Gehirn an zu arbeiten und die großen schwarzen, leuchtenden Augen wurden feucht. Er sah plötzlich seine jüngste Vergangenheit vor sich und ein klägliches Seuf-

zer drang hervor aus seiner kranken Brust.

Er erinnerte sich des schwarzhaarigen Fleischers, der ihm vor noch nicht langer Zeit ein so guter Herr gewesen war. Täglich hatte man ihm einen Knochen aufgehoben, recht voll Mark, wie er es so gerne aß. Und dann all das Getröse und die Abfälle, die es in der Fleischerei für ihn gab! —

Und heute muß man sich nun ganze Tage lang hungrig umherschleppen.

Ach die lieben, schönen Tage — wo sind sie geblieben?

Sein Betragen war doch wirklich immer recht gut. Niemals hatte er ohne Erlaubnis auch nur ein einziges Stück Fleisch aus dem Laden genommen. Im Gegenteil, er hatte manchmal tolle Kämpfe mit anderen Hunden ausfechten müssen, wenn diese Fleischstücke stehlen wollten. Deshalb hatten ihn auch alle lieb. Die Hausfrau sorgte jeden Tag dafür, daß er die Ueberreste der Mahlzeiten bekam. Und nun erst die Kinder — wie gut waren die zu ihm!

Jede Speise teilten sie mit ihm und nahmen ihn überall mit hin; sie streichelten und herzten, ja, sie küßten ihn sogar. Ach, wo sind sie jetzt, die lieben Kinder?

Ottiana erinnerte sich noch, wie einst, an einem lauen Frühlingsabend, im Hause seines Herrn das Unterste zu oberst gekehrt wurde. Man schaffte Sachen fort, man packte ein (an diesem Abend gab es nicht einmal Fleisch zum Abendbrot.) Am nächsten Morgen, ganz zeitig, kam dann ein großer, von zwei mageren braunen Pferden gezogener Wagen angeschwankt und dahin brachte man alle die verpackten Sachen. Dann kamen furchtbar viele Menschen, die alle den Herrn und seine Kinder umarmten und küßten. Und wie nun der Wagen mit all den Sachen fortshawante, da kamen die drei Kinder und herzten und küßten auch ihn, Ottiana. Noch inniger

als die anderen umhalsste und küßte ihr das kleine Mädchen mit der weißen Haut; ihr weiches, volles Haar ließ sie auf seinen Kopf niederfallen und ihre heißen Händchen legte sie mit liebevoller Zärtlichkeit um seinen Nacken.

Dann kam die Hausfrau und reichte ihm eine Menge weicher, weißer Brodstücke. Endlich nahm sie die Kleine auf den Arm und trug sie in den Wagen. Die aber rief weinend: „Ottiana! Ottiana!“

Ach, wie das Ottiana ins Herz schnitt, wie weh es ihm tat!

Eine weite Strecke lief er dem Wagen nach. Aber auf der freien Ebene konnte er noch mehrere andere große Wagen herankommen sehen; die hatten Fenster, aber keine Pferde. Da hinein stiegen die Eltern mit den Kindern und nach einer Weile pfiß der Wagen ganz laut und verschwand. Und solche pfeifenden Wagen — nein, mit denen konnte es Ottiana nicht aufnehmen.

Seit jenem Tage aber hatte er seine Herrschaft und die Kinder nie mehr wieder gesehen und einen anderen Herrn hatte er nicht finden können.

Ottianas Pupillen wurden noch größer und er ließ den Kopf noch tiefer hängen, als er sah, daß der zerlumpte Bengel ihn durchaus nicht in Frieden lassen wollte.

Plötzlich schlug Stimmengewirr an sein Ohr und eine große lärmende Schar von Kindern kam auf ihn zugestürzt. Eines der Kinder setzte sich auf den Hund und ergriff ihn beim Schwanz, ein anderes bei den Ohren. Ein Lämmel mit verschmitztem Gesicht bohrte ihm den Finger in den Rücken. Die anderen Bengel heulten und wandten sich vor Vergnügen.

Das arme Tier litt jämmerlich. Erst wollte er bellen, aber der wühlende Hunger machte ihn ganz schwach und raubte ihm den Atem. Er dachte gar nicht daran, zu beißen — er hatte noch nie ein Kind gebissen. Nur den Kopf erhob er drohend. Kaum erblickte die Kinderchar die beiden Reihen weißer,

spitziger Zähne, da stob sie erschrocken auseinander.

Der endlich befreite Ottiana schlich sich beiseite.

Von der anderen Seite der Straße her kam gebückt und langsam ein Greis mit langem, weißem Bart. Im Augenblick hatte der Hund ihn erkannt. Oft genug hatte er ihn mit seiner schwächlichen Drehorgel bei seinem Herrn gesehen und die mildtätige Herrin hatte niemals vergessen, eine klingende Kupfermünze in sein Büschchen zu werfen.

Kaum hatten die Jungen den Greis bemerkt, als sie sich mit lautem Geschrei auf ihn stürzten. Er lächelte gutmütig und flüchtete unter den nächsten Torbogen. Aber auch dorthin verfolgte der böse Barfüßige den Alten und ergriff ihn beim Mantel.

Ottiana ließ ein dumpfes Knurren vernehmen und ging auf den Angreifer zu. Der zerlumpte Kleine zerrte am Mantel des Alten und lachte wild.

Der Mann zitterte am ganzen Leibe und bat die Knaben mit rührender Stimme, ihn in Ruhe zu lassen. Aber sie lachten nur noch lauter und immer neue Angreifer gesellten sich zu ihnen.

Endlich wurde der Greis wütend und versuchte, sich mit seinen schwachen alten Händen zu verteidigen. Aber die Jungen griffen den Armen von allen Seiten an, so daß der Ärmste verzweifelt zu schreien anfing; aber sein Geschrei wurde überhört von dem Lärmen der Kinder.

Da nahm der Greis alle seine Kräfte zusammen und es gelang ihm auch wirklich, ihnen den Mantel zu entreißen.

Der Zerlumpte wollte aber seine Beute nicht fahren lassen und hing sich nunmehr an den weißen, verwilderten Bart des Alten.

Ottianas Knurren wurde noch dumpfer und seine Augen leuchteten in heftigem Zorn.

Erschreckt versuchte der Greis noch einige Augenblicke sich gegen drei der Schelme zu verteidigen. Vergebens. Da stürzte sich plötzlich der Hund mitten unter sie, ergriff mit den Pfoten das

schmutzige Hemd des Taugenichts und biß ihn mit den scharfen Zähnen fürchterlich in den Arm.

Erstaunt und erschrocken ließ der Junge den Bart des unglücklichen Alten fahren und heulte: „Hilfe, Hilfe!“

Die anderen retteten sich in wilder Flucht.

Mühsam richtete sich der Greis auf, warf seinem Netter in der Not einen

dankbaren Blick zu und versuchte, den Bösewicht zu befreien. Aber der Hund wollte ihn nicht loslassen und hielt den Lärm so lange fest, bis der alte Mann verschwunden war.

Dann, als er sah, daß die Gefahr für den Alten vorbei war, ließ er den heulenden Jungen los und folgte den Spuren des Greises.

Aus dem Französischen von C. A. R.



Warum der Kuckuck kein Nest baut.

Von Ida Böck.

Ein Kuckuckspärchen lebte in einem kleinen Walde, dicht an der Stadtmauer von Gomora. Es hatte sich gleich allen Vögeln ein Nest gebaut. Das war wohligh und warm und das Weibchen saß eben darin, eifrig brütend und die fetten Bissen verspeisend, die ihm das Männchen fortwährend zutrug. Da kamen niedlich gekleidete Mädchen des Weges, musterten mit kecken, verwegenen Augen Baum und Strauch, und wo sie ein Nest entdeckten, blieben sie stehen und bald begann die Zerstörung. Angstvoll blickte das brütende Vöglein auf die Argen hinab, die eben ihr Nestchen erspähten; kläglich flehte es um Mitleid. Vergebens beschwor das herbeigeeilte Männchen die kletternden Mädchen zur Umkehr. Unter gar häßlichen Worten spießten die entarteten Kinder das traute Heim der Vöglein auf einen langen Stab. Die Eierchen fielen herab. Traurig sagte der Kuckuck: „Wir müssen ein verstecktes Plätzchen ausfindig machen“, und er trocknete seinem Weibchen die Tränen. Sie flogen aus, um zu suchen. Ein dichtes Gebüsch schien ihnen passend. Am nächsten Morgen schon bauten sie eifrig und nach kurzer Zeit brütete das Weibchen aufs neue. Es sprach: „Wie freue ich mich auf meinen ältesten Sohn! Ich weiß ein Wäldchen im Süden, dorthin soll er einst eilen. Da gibt es die fettesten Raupen. Ein Fürst wird er sein in dem Gaine.“ Das Männchen

nickte sinnend und sagte: „Wie freue ich mich auf meinen Jüngsten! Ich weiß einen Forst voll Schatten und Duft. Wenn mein Söhnlein nur erst die Luft mit den Flügeln durchschneidet, soll es mir hin. Dort lebt er wohl wie ein König. Weit fort müssen alle, damit sie nicht böseartig werden wie Menschen und Tiere allhier.“

Ein Schreien und Singen ließ sie emporschrecken. Ein fremder Glanz erhellte die hereinbrechende Nacht und blendete ihre verschlafenen Augen. Der Kuckuck sprang auf den obersten Zweig, fuhr aber entsetzt zurück. Eine Horde zügelloser Knaben kam mit Fackeln daher. Lautlos verharrten die Vögel und hielten sich schon für gerettet, denn die Schar zog johlend vorüber.

Aber nach wenigen Tagen, als die Kuckuckskinderchen die Eier bereits verlassen und die Eltern mit glücklichem Lächeln sie immer wieder betrachteten, wie sie mit geschicktem Schnäbelchen ihre Nahrung verzehrten, kamen die Knaben wieder und einer sprach: „Hier neben dem Busch liegen die Schalen von Eiern, folglich ist darin ein Nest. Nur zu, wir wollen gleich sehen.“ Mit langen Messern und kleinen Beilen wurden die Zweige entfernt. Da half kein Verstecken. Die Kuckuckseltern baten um Gnade, die Kinderchen aber schrien vor Angst. Sie wurden mit rohen Fäusten aus ihren warmen Bettchen gerissen und gegen die

Erde geschleudert. Das Nest wurde hohnlachend verbrannt, ehe die entmenschte Horde davonzog.

Dem Wahnsinn nahe saßen der Kuckuck und sein Weibchen neben den sterbenden Kleinen. Als diese die Augen geschlossen, jagte die traurige Mutter: „Ach, gehen wir doch ins Getreide, hier neben dem Wald. Die Saat ist noch jung. Viele Wochen wird sie von keinem betreten. Ungeklärt bleiben wir hoffentlich dort bis sie schnittreif ist.“ „Ich bin mit allem zufrieden,“ seufzte das Männchen und fuhr sich verthölen über die Augen. Das Nest wurde begonnen. Sorgfältiger als sonst ward es vollendet und von neuer Hoffnung befeelt setzte sich das Weibchen wieder auf vier niedliche Eier. Wieder erfüllten Freude und Stolz das Herz der beglückten Eltern, als die Vögelin endlich die klugen Neuglein aufzaten. Es waren zwei Söhne und zwei Töchter. Tag für Tag erhielten sie Leckerbissen, wurden verwöhnt und mit Liebe behandelt. Die Kleinen gediehen ganz prächtig und bald wurde der erste Ausflug gewagt. Die frohlockenden Eltern sahen das Entzücken der Jungen im Schatten des Waldes. „Ruhet euch aus, meine Lieblinge!“ rief der Vater, „wir kehren inzwischen das Haus, schütteln das Bettchen und bringen alles in Ordnung. Bleibet auf diesem Zweig!“

Kaum waren die Alten fort, kam ein Specht und rief höhnisch: „Sehet doch

die albernen Kinder, sie gehorchen den Eltern!“ Und nun kamen viele Vögel heran und spotteten über die Kleinen. Die waren erst ganz betroffen, bald aber ließen sie sich verführen und flogen von Zweig zu Zweig tief in den Forst hinein. Die erschreckten Eltern mußten sie lange suchen. Halb krank vor Erschöpfung kamen alle nach Hause. „Wenn unsere Kinder nur erst kräftiger wären!“ stöhnte die Mutter. „Nächste Woche bringen wir sie fort“, sagte das Männchen. Die Jungen hörten schweigend die Worte der Eltern und flogen trotz des strengen Verbotes am folgenden Tage zum Wald. Trotzig und frech kehrten sie heim, wie wohl die betrübten Eltern ihnen den ganzen Tag Nahrung gebracht. Und alltäglich wurden sie frecher, schweiften mit unbändigen Vögeln umher, theiligten sich an jedem Unfug und lernten häßliche Streiche. Eines Abends kamen sie wieder ganz erhitzt heim. „Kinder, das geht nicht so weiter,“ sagte der Vater erregt, „morgen ziehen wir mit euch in die Ferne.“ Hohnlachend riefen die Jungen: „Hier ist kaum Platz für uns Kinder. Bauet euch selbst ein Nest in fernen Wäldern, wir ziehen nicht fort!“ Damit stießen sie die Eltern hinaus. Diese flogen beim Morgengrauen von dannen.

Niemehr baut der Kuckuck seither ein Nest. Kindesundank hat ihm das Herz verwandelt.



Napoleon und der Baal Schem.

Es war zur Zeit, da der gewaltige Korse, der fast ganz Europa durch seine Kriegstaten erschüttert und die Länder des Südens unterworfen hatte, auf dem Wege war, auch den Norden zu erobern. Alle Völker von den Ufern des Tajo bis zu denen der Weichsel mußten ihre Söhne mit dem mächtigen Heere ziehen lassen, dem der französische Adler voranflieg. Auch Polen, oder wie es damals hieß, das Herzogtum Warschau

schickte seine besten Männer in den Kampf, nicht freiwillig, sondern unter dem harten Zwange des kaiserlichen Gebotes.

Unter den Juden Polens herrschte großer Jammer. Manche Mutter mußte ihren einzigen Sohn, manche Familie den Ernährer hergeben. Besonders hart war die junge Gütel Chawes betroffen worden. Sie hatte erst vor wenigen Tagen einen hoffnungsvollen jungen Gelehrten geheiratet, und das Glück der

Beiden war grenzenlos — da traf plötzlich der Gestellungsbefehl ein und nach wenigen Stunden schon mußte Simon mit den anderen zum Tore hinausmarschieren; noch ein letzter Blick in das tränenüberströmte Gesicht seines jungen Weibes, dann war er ihren Blicken entschwunden.

Der Kriegsdienst wurde dem jungen Gelehrten unendlich sauer; seine Hand, die nur gewohnt war die Feder zu führen, konnte die schwere Lanze kaum regieren und dabei verzehrte ihn die Sehnsucht nach der Heimat und die Furcht vor dem Kommenden. Nicht daß er feige gewesen wäre, nur um seiner jungen Frau willen wollte er sein Leben erhalten, denn er wußte, sie würde den Schmerz, ihn zu verlieren, nicht überleben. So ritt er stets in trauriges Schweigen verloren seines Weges, bis eines Tages eine Veränderung mit ihm vorging. Er wurde ganz heiter, begann mit den Kameraden zu scherzen und von künftigen Schlachten zu sprechen. Alle waren erstaunt, ihn so umgewandelt zu sehen und drangen in ihn, ihnen die Ursache dieser plötzlichen Veränderung zu sagen. Endlich gab er denn auch ihrem Drängen nach und sprach: „Soll ich nicht froh sein, da ich nun weiß, daß ich meinem Weibe erhalten bleiben und zu ihr zurückkehren werde?“

„Hat dir vielleicht eine Hexe die Karten gelegt, oder bist du gar selber ein Prophet geworden?“ spotteten die Kameraden.

„Nacht ihr nur“, erwiderte er, „ich weiß, was ich weiß. Hier in der Nähe wohnt der Baal Schem, ein weithin berühmter jüdischer Heiliger, dessen Wort in ganz Rußland und Polen als Orakel gilt. Wie ich nun nenlich ein wenig hinter dem Zuge zurückbleiben mußte, weil mein Satteltgurt gesprengt war, trat er gerade aus seiner elenden Hütte mitten im dunklen Forst. Ich hatte nicht gewußt, wer es war, er aber, der einen Glaubensgenossen in mir erriet, gab sich mir zu erkennen und ich empfing von ihm die Weissung: nur immer wacker

meine Pflicht zu erfüllen, dann würde ich wohlbehalten heimkehren und mein geliebtes Weib wiedersehen.“

Zu einem sonderbaren Gemisch von Polnisch, Französisch und Jargon, das er durch allerlei Gebärden verständlicher zu machen suchte, hatte Simon dies erzählt und plötzlich erscholl hinter ihm lautes Lachen. Aergerlich wandte er sich um, schnellte aber augenblicklich wie eine Feder auf seine Füße, denn hinter ihm stand — der Kaiser. Er war eben mit seinem Adjutanten ans dem Zelte getreten; Simons seltsames Gebärdenpiel hatte ihn zum Stehenbleiben veranlaßt und dabei hatte er einige seiner Worte aufgefangen.

Bekanntlich war Napoleon abergläubisch und bereits am nächsten Morgen wurde Simon zum Kaiser befohlen, um ihm Aufklärung über den Baal Schem zu geben. Kurz darauf verließ Napoleon im strengsten Inkognito, nur von einem Offizier begleitet, das Zelt, um den Weisen aufzusuchen.

Wie Simon es beschrieben, stand das Häuschen einsam im dichtesten Walde; ärmlich und verfallen war sein Aeußeres, das Strohdach vielfach durchlöchert und der Eingang so niedrig, daß man nur gebückt eintreten konnte. Auch im Innern sah es nicht besser aus. Schwarze Wände, an vielen Stellen geborsten, und ein holpriger Fußboden bildeten den großen dunklen Raum, in dem nur wenige rohgezimmerte Möbel umherstanden. Ein kleines Thürchen führte in das Studierzimmer des Alten, aber auch hier sah es nicht wohllicher aus, nur zogen sich hier Bretter rings um die Wände, welche mit riesigen Folianten beladen waren.

Dort saß ein Greis mit langherabwallendem, silberweißem Haar und Bart, über ein Buch gebeugt, in tiefes Sinnen versunken. Als plötzlich die Thür aufging und die beiden Männer vor ihm standen, erhob er sich und sprach: „Gelobet seist du, Herr unser Gott, der du einem Menschen von deiner Majestät mitgeteilt!“ Dann wandte er sich mit

einer tiefen Verbeugung an Napoleon: „Was befehlt der mächtige Herrscher der Franken, der über eine halbe Welt gebietet?“ Betreffend schwieg der Kaiser, denn er konnte es nicht fassen, daß der Baal Schem ihn sofort erkannt hatte.

„Wundere dich nicht darüber, daß ich dich kenne,“ sprach der Greis weiter, „deine Ankunft war mir schon lange verheißen und ich habe oft und innig gewünscht, daß sie nimmer erfolgen möge — warst du doch immer meinem armen Volke ein gütiger Herr. Aber im Buche des Schicksals stand dein Los geschrieben. Du Mächtiger, beuge dich! geh' in dich! die Hand des Ewigen ruht schwer auf dir! Wenn du heute Abend zum Firmament aufblickst, so wirst du sehen, wie ein hellglänzender Stern seinem Untergange zueilt — Kaiser Napoleon, das ist dein Stern! Die glühendste Hitze und die eisigste Kälte, Feuer und Wasser werden sich zu deinem Verderben ver-

einigen. Fern vom Vaterlande wirst du, der jetzt von Hunderten Umringte, einsam und verlassen sterben!“

Der Weise schwieg und verhüllte sein Antlitz. Den Kaiser aber und seinen Begleiter hatte das Grausen erfaßt und als könnte er dem Schicksal entgehen, sprengte er wie rasend in die Steppe hinaus. Am nächsten Tage spottete er zwar des Alten und lachte über seine drohenden Worte — als aber nach dem Brande von Moskau sein Schlitten über die Schneefelder flog, auf denen Tausende seiner Soldaten den Tod gefunden hatten, da gedachte er schändernd der Verheißung des Baal Schem und soll sie auch auf St. Helena nicht vergessen haben.

Auch an Simon erfüllte sich die Prophezeiung. Obwohl er in vielen Schlachten wacker mitfocht, blieb er unverfehrt und konnte endlich zu seinem jungen Weibe zurückkehren.

Nach Markus Hein.



Benjamin, Pelachia, Montezinos.

Wir wollen in folgenden Zeilen drei Touristen zusammenfassen, obgleich namentlich der Drittgenannte um fünf Jahrhunderte später als seine beiden Vorgänger gelebt und überdies nichts Erhebliches zurückließ.

Benjamin ben Zonä von Tudela in Spanien blühte in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Tudela ist eine kleine Stadt am Ebro, welche den Zankapfel bildete zwischen den Königen von Aragonien und Navarra. Die Juden dieses Ortes hatten sich durch mutiges Auftreten zweimal die Gleichberechtigung mit den christlichen und mohammedanischen Einwohnern ertrotzt und besaßen sogar zu ihrer Sicherheit ein eigenes Castell. Vielseitig gebildet, hegte Benjamins beweglicher Geist für alles ein lebhaftes Interesse. In den Jahren 1165—1173 durchwanderte er einen großen Teil von Südeuropa, Asien und

Afrika. Was der Zweck seiner weiten Reisen war? In welcher Eigenschaft er reiste: ob als Geschäftsmann oder als Gelehrter? — ist aus seinen Aufzeichnungen nicht zu eruiieren. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Benjamin dem schwärmerischen Zug seiner Zeit folgend, die in allen Weltteilen zerstreuten Glaubens- und Stammesbrüder aufsuchen mochte, vielleicht sogar in der Hoffnung, einen selbständigen jüd. Staat in weiter Ferne auffinden zu können. Es sei dem aber wie immer, Benjamins Reise war, wenn er das von ihm ins Auge gefaßte Ziel auch nicht erreichte — keine vergebliche. Der gelehrte Mann beobachtete in jedem Lande und in jeder Stadt alle Eigentümlichkeiten, interessierte sich für alles und schrieb seine Beobachtungen in einer Reisebeschreibung in hebräischer Sprache unter den Titel: „Maßeot Benjamin“ — „Reisen Benjamins“ — nieder.

Dieses reichhaltige und höchst interessante „Itinerarium“, das nicht bloß für die jüdische, sondern auch für die allgemeine Völkergeschichte wichtige und wahrheitsgetreue Nachrichten enthält, wurde in fast allen modernen Sprachen übersezt. Näheres über das Leben dieses merkwürdigen Mannes ist nicht bekannt.

Petachja aus Regensburg stammte von einer Familie ab, die sich durch hohe Gelehrsamkeit auf talmudischem Gebiete auszeichnete. Sein Bruder, Jaak ben Jakob ha-Laban, nahm unter den bedeutendsten Tassisten eine hervorragende Stellung ein. Petachja machte um 1175 bis 1190 weite Reisen durch Polen, Rußland, Chazarien, Armenien, Medien, Persien, Babylonien und Palästina. Es erhielt sich von seinen Aufzeichnungen nur eine gekürzte Reisebeschreibung unter dem Titel: „Sibub R. Petachja“, die höchst interessante Notizen über die Juden des Morgenlandes enthält. Es ist zu bedauern, daß dieses „Itinerarium“ nur in einem kurzen Auszuge erhalten blieb. Ueberdies sind die in demselben enthaltenen Berichte so bunt durcheinander gewürfelt, daß für eine chronologische Reihenfolge jeder Anhaltspunkt fehlt. In Bagdad verkehrte er mit dem letzten Gaon, Samuel ben Ali, wo er die Gesandten der sieben Fürsten eines heidnischen Volkes aus den moschischen Bergen gesehen, welche um die Entsendung von jüd. Religionslehrern in ihr Land ansuchten, nachdem sie sich für die Annahme des Judentums entschlossen hatten. Samuel ben Ali übergab dem gelehrten Reisenden sein eigenes Amtssiegel, damit er in allen, seiner Botmäßigkeit unterstehenden jüd. Gemeinden freundliche Aufnahme und tatkräftige Unterstützung finde.

Antonio de Montezinos war ein spanischer Marrane, der als Jude den Namen Aaron Levi annahm. Geschäfte oder Reiselust hatten ihn nach Amerika geführt. Um das Jahr 1644 machte er in Amerika interessante Erfahrungen, die er unter Beteuerung der Wahrheit vielen Personen und auch dem für das Wohl seines Volkes erglühten Manasse ben

Israel mittheilte. Montezinos erzählte unter anderem Folgendes:

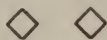
In einer Gegend Südamerikas stieß ich auf einen Mestizen-Indianer namens Francisco del Castillo. Im Gespräche mit demselben tauchte in mir die Ahnung auf, daß auch in Amerika Glaubensgenossen leben, die von den Indianern ebenso verfolgt und unterdrückt würden, wie diese von den Spaniern. Bevor es mir noch möglich war, mir hierüber einige Gewißheit zu verschaffen, wurde ich in Cartagena von der auch in Amerika wütenden Inquisition wegen meiner Anhänglichkeit an das Judentum in den Kerker geworfen. Nach längerer Zeit befreit, ruhte ich nicht, bis es mir gelungen, den Mestizen-Indianer wieder aufzufinden. Dieser gab nun an, er sei ein Abkömmling von Abraham und Israel. Nun drang ich in ihn, mir Bestimmtes über die verborgen wohnenden Stämme mitzutheilen. Darauf führte mich Francisco del Castillo nach mehreren Tagemärschen an das Ufer eines Flusses, auf welchem ein Nachen mit drei Männern und einer Frau sich uns näherte. Ich gab mich den vier Personen auf dem Nachen durch das Glaubensbekenntnis: „Höre Israel, Gott ist einzig!“ als Jude zu erkennen. Diese Leute, freudig überrascht, teilten mir nun durch Zeichen und durch Verdolmetschung des Mestizen-Indianers, der des Spanischen kundig war, mit, daß sie vom Stamme Reuben herkommen und daß auf einer Insel zwei Stämme Joseph wohnen. Sie drückten die Hoffnung aus, es sei die Zeit nahe, wo sie aus ihren Schlupfwinkeln heraustreten würden. — Nach und nach sind ungefähr 300 jüd. Indianer auf Nachen zu mir gekommen, die obige Auslagen durch Zeichen und Worte bestätigten. — Von dem Mestizen-Indianer erfuhr ich auch noch Folgendes: Die jüd. Stämme waren die ersten Bewohner dieser Gegend. Erst später stießen zu ihnen auch Indianer mit ihren Kaziken — Herrschern — und ihren Mohanen — Zauberern —, welche die betörte Menge aufreizten, gegen die Juden zu Felde zu ziehen und sie zu

mißhandeln. Der Feldzug fiel jedoch für die Angreifer unglücklich aus. Die Mohanen selbst riefen daher in Folge des tragischen Ausganges aus: „Nur der Gott der Söhne Israels ist der wahre Gott. Die Söhne Israels werden am Ende der Zeiten Herren aller Länder werden.“

So weit die Nachricht Montezinos aus Süd-Amerika. Später ging derselbe nach Brasilien, wo er starb. Auf dem Totenbette hat er seine Nachrichten von dem Vorhandensein einiger jüd. Stämme in Amerika wiederholt beteuert.

Ein Betrüger war Montezinos gewiß nicht. Ob er kritischen Geist genug besaß, um sich nicht von bloßen Mutmaßungen täuschen zu lassen, das ist allerdings eine

andere Frage. In jener Zeit allgemeiner Schwärmereien haben sich öfters auch bessere Köpfe nichtigen Illusionen hin. Manasse ben Israel hielt sich von der unumstößlichen Wahrheit dieses Berichtes so sehr überzeugt, daß er denselben seiner Schrift „Die Hoffnung Israels“, welche er eigens verfaßte, um die messianische Zeit anzubahnen, zu Grunde legte. Seiner Annahme nach wären die „Zehn-Stämme“ bis nach der Tartarei und China zerstreut worden, von wo einige Gruppen derselben wohl nach dem amerikanischen Festlande gekommen sein dürften. Manasse ben Israel hat allerdings durch sein im J. 1650 in Amsterdam erschienenenes Werk: „Esperança de Israel“ dem Andenken Montezinos' für alle Zeiten ein Blatt in der Geschichte des jüd. Volkes gesichert.



Der vergeßliche Schüler.

Von A. M. Tendler.

Ein Mann besaß einen hübschen Garten, voll wohlriechender Blumen von den schönsten Farben und herrlicher Bäume mit den köstlichsten Früchten. Nichts machte dem Manne so sehr Freude als sein Garten, auf den er auch die größte Sorgfalt verwendete, und so oft ein Freund kam, ihn zu besuchen, führte er ihn in seinen hübschen Garten und zeigte ihm denselben mit einem gewissen Stolz. Da bemerkte der Mann eines Tages, daß mehrere Blumen und Blüten zerpflückt und viele Früchte angepöckelt waren, und bald gewahrte er einen Vogel, der täglich kam und großen Schaden im Garten anrichtete. Das verdroß den Herrn des Gartens sehr, und er stellte so lange Fallen auf und spannte Netze, bis es ihm gelang, den Vogel zu fangen. —

„Hab ich Dich endlich,“ rief er da in seinem Zorne, „Du sollst mir Deinen Vorwitz mit dem Tode büßen!“ — Schon wollte er den Vogel erwürgen, da fing derselbe an zu reden und sprach: „Ach, ich bin nur ein winziges Vöglein,

was kann es Dir nützen, wenn Du mich umbringst? Mein Fleisch wird Dich wenig laben, Du wirst wahrlich nicht satt an mir. Laß' mich am Leben, und ich will Dich zum Lohne etwas lehren, was Dir von großem Nutzen sein kann.“ —

„Laß' hören!“ sagte der Herr des Gartens und öffnete seine Hand ein wenig, um dem Vogel mehr Luft zu geben.

„Merk auf!“ sagte das Vöglein, ich will Dir drei Lehren geben, nimm sie wohl in Acht! Mein erstes Sprüchlein heißt:

„Seufzen ob gescheh'nen Dingen
Kann Dir keinen Nutzen bringen.“

Gib Dich also keinem Kummer hin über etwas, was einmal unwiederbringlich verloren ist. — Mein zweites Sprüchlein heißt:

„Torheit ist 's, nach Dem zu rennen,
Was wir nicht erreichen können.“

Verlange also nicht, was Du nicht erlangen kannst. — Mein drittes Sprüchlein endlich heißt:

Was als möglich nicht zu denken,
Dem mußt Glauben Du nicht schenken."

Glaube also nicht, was nicht sein kann.
Diese drei Lehren bewahre Dir wohl,
Du wirst mit der Zeit ihren Nutzen schon
kennen lernen."

Der Herr des Gartens war mit den
drei Lehren zufrieden, wiederholte sich
die Sprüchlein und ließ dann den Vogel
fliegen.

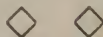
Raum hatte das Vöglein seine Frei-
heit wieder, so flog es auf einen hohen
Baum und rief dem Manne zu: "Si,
wie warst Du ein Narr, daß Du mich
hast fliegen lassen! Wenn Du wüßtest,
was Du an mir verloren, so würdest
Du Dich dein ganzes Leben lang darü-
ber betrüben."

"Und was habe ich an Dir verloren?"
fragt der Herr des Gartens.

"Wiße," jagte das Vöglein, "hättest
Du mich getötet, so würdest Du eine
Perle in meinem Magen gefunden ha-
ben, größer als ein Gänseei, so das Du
Dein ganzes Leben genug an dem Reich-
tum gehabt hättest."

Als der Mann dieses hörte, fiel er
fast vor Schrecken nieder, und der Ver-
lust der Perle schmerzte ihn sehr. In-
dessen sagte er sich wieder und sprach

mit schmeichelnden Worten zum Vogel:
„Komm doch herab zu mir, liebes Vögel-
chen, ich will Dir gewiß nichts zu Leid
thun; ich will Dich halten, wie mein
Kind, will Dich hüten, wie meinen
Augsapfel, komm nur herab zu mir!“
Mit solchen süßen Worten glaubte er
den Vogel zu bereben, sich wieder ge-
fangen nehmen zu lassen. Aber das Vög-
lein rief ihm zu: „Wie bist Du doch
so töricht, und wie leicht vergiffest Du
fast in demselben Augenblick alle drei
Lehren zugleich, die ich Dir gegeben
habe! Ich habe Dir gesagt: „Du sollst
keinen Kummer haben über etwas, was
einmal unwiderbringlich verloren ist;“
„Du sollst nicht verlangen, was Du nicht
erlangen kannst,“ und endlich: „Du sollst
nicht glauben, was nicht sein kann,“
und siehe, Du übertrittst alle drei Lehren
auf einmal, nachdem Du sie kaum ge-
hört hast! Du betrübst Dich über etwas,
was nun einmal verloren ist, verlangst,
was Du nicht erlangen kannst, und glaubst,
was nicht sein kann. Wie kann ich,
kleines Vögelchen, eine Perle in meinen
Magen haben, so groß wie ein Gänseei,
ein Gänseei ist größer als mein ganzer
Leib ist! Wahrlich, wahrlich, Du mußt
in Zukunft Deine Sprüchlein besser im
Gedächtniß haben!“



Gesundheitschädigungen beim Warmbaden.

Von Dr. Hans Fröhlich.

(Nachdruck verboten.)

Es würden viel mehr Personen zu
Reinigungs- und Gesundheitszwecken re-
gelmäßig warme Wannenbäder nehmen,
wenn ihnen nicht so mancherlei Unan-
nehmlichkeiten und Erkältungsfälle in
Erinnerung wären, welche ihnen oder
ihren Bekannten dabei schon vorgekommen
sind. Der Grund hiefür liegt fast stets
in der falschen Temperatur des Wassers
und des Baderaumes, sowie in dem un-
richtigen Verhalten in und nach dem
Bade. Mit Ausnahme der zu Heilzwecken
vom Arzte verordneten Bäder soll jedes

Wannenbad eine der Körpertemperatur
ungefähr gleiche Temperatur aufweisen,
also 35 Grad C. (= 28 Grad R.). Man
muß beim Einsteigen in die Wanne ein
angenehmes, wohlthuendes Gefühl haben;
durchaus schädlich ist ein kühles Empfin-
den oder gar leichtes Erschauern. Es ist
ein leichtsinniges Verfahren des Bade-
personals in manchen Badeanstalten, die
Wasserwärme ohne Thermometer nur
mit der Hand zu prüfen. Die Hand ist
ganz unzuverlässig und stets davon ab-
hängig, ob sie vorher zuletzt mit heißem

oder kalten Wasser in Berührung, ob sie naß oder trocken war. Mit dem Thermometer rührt man zunächst das Wasser, durcheinander und zieht beim Ablefen der Grade nur den oberen Teil aus dem Wasser, weil das Quecksilber in der kühleren Luft schnell sinkt.

Der Baderaum muß in der kalten Jahreszeit angenehm warm sein. Um die lästige Dampfbildung beim Füllen der Wanne zu vermeiden, läßt man zuerst nur kaltes Wasser einlaufen, nachher kaltes und heißes zusammen. Bei Zinkbadewannen hat dies noch einen anderen Vorteil. Läuft nämlich zuerst das heiße Wasser in die Wanne, so wird das Zink durch die Hitze weich und mürbe, bekommt leicht Beulen und Brüche.

Vor dem Entkleiden hängt man den Frottier-Bademantel oder das große rauhe Laken an den Ofen (über die Heizröhren) und zwar so handgerecht gefaltet, daß man ihn sofort nach dem Verlassen der Wanne mit einem Griff richtig umnehmen kann. Die ebenfalls zu erwärmende Leibwäsche wird neben, nicht etwa auf die Badewäsche gelegt, damit man sich nachher nicht mit dem Herunternehmen aufzuhalten braucht und sie auch nicht beim Anfassen naß macht. Eine Unterlassung dieser scheinbaren Kleinigkeiten hat namentlich bei empfindlichen nicht abgehärteten Personen schon sehr oft Erkrankungen hervorgerufen.

Im Bade reibe man sich zunächst den ganzen Körper mit Waschlappen oder Frottierhandschuhen gehörig ab, wobei namentlich der Rücken als der am schwierigsten zu erreichende Körperteil nicht zu vernachlässigen ist. Darauf seife man sich tüchtig ein; denn nur die Einseifung mit nachfolgender Abwaschung schließt alle Absonderungsorgane auf, welche in der Haut als Schweißalgdrüsen in einer Anzahl von einigen Millionen eingebettet liegen. Da diese Apparate mit einem Maschenneze von Blutgefäßen umgeben sind und unter dem Einflusse des Nervensystems stehen, so erklärt sich die wohl-

tätige Wirkung der Abseifung auf Steigerung der Absonderung und Ausscheidung, auf Stoffwechsel, Anregung und nachherige Beruhigung des Nervensystems.

Hat man einige Zeit im Bade zugebracht, so muß man wieder etwas heißes Wasser zufließen lassen, denn das Badewasser gibt fortwährend Wärme an die Luft ab, in 15 Minuten mehrere Grade. Die Temperatur geht dadurch bedeutend unter die Körperwärme herunter; dem Körper wird eine große Wärmemenge entzogen: die Erkältung ist da! Kurz vor dem Verlassen der Wanne muß noch mehr heißes Wasser zufließen, so daß die Schlußtemperatur des Bades sogar um einige Grade höher liegt als die Anfangstemperatur. Dann ist die Reaktion, welche durch die darauf folgende kalte Dusche hervorgerufen wird, wahrhaft großartig. Eine kalte Uebergießung, Ueberspritzung oder Dusche nach dem warmen Bade bildet sowohl das beste Vorbeugungsmittel gegen Erkältung beim Verlassen der Wanne und nachher draußen im Freien, als auch im allgemeinen ein probates Abhärtungsmittel der Haut gegen alle Unbilden der Witterung. Empfindliche Personen mögen dabei den Kopf durch eine Bademütze gegen die mechanische und thermische Einwirkung des Strahles schützen. Unter der Brause drehe und wende man sich, damit der kalte Strahl Brust, Rücken und Unterkörper von allen Seiten mehrmals ausgiebig trifft. Dann schnell in das warme Badetuch, tüchtig reibend abgetrocknet und rasch angezogen.

Nimmt man das warme Bad abends in der Absicht, eine schlafmachende Wirkung zu erzielen, so lasse man die kalte Dusche weg und trockne sich nur leicht tupfend ab, damit die beruhigten Nerven nicht wieder aufgeregt werden.

Ebenso wenig wie vor dem Bade soll man kurz nach demselben essen. Etwa eine halbe Stunde später wird die Mahlzeit um so besser schmecken und bekommen.



Guck in die Welt

Das Schicksal der Erfinder.

Kürzlich starb in Paris, vergessen und in tiefster Armut, der Erfinder der künstlichen Gefriermethoden Charles Tellier, durch dessen Erfindung ganze Industrien erstanden sind und gewaltige Gewinne brachten. Tellier ist nicht der einzige Erfinder gewesen, den ein trauriges Schicksal um die Früchte seiner Geistesarbeit betrog. Es ist noch nicht lange her, daß man in Bar-le-Duc dem Erfinder des mit Pedalen ausgerüsteten Fahrrades mit Pomp ein Denkmal errichtete, aber der Mann, dem diese verspätete Ehrung galt, der unglückliche Michaux, war längst als Opfer der trostlosesten Armut aus der Welt gegangen. Von dieser Erfinderfamilie lebt heute nur noch eine arme Frau, eine Tochter Michaux, und sie bezieht von der Armenpflege eine dürftige Unterstützung von 20 Kronen im Monat.

Und nicht viel glücklicher erging es William Lee, dem wirklichen Erfinder der Strumpfwirkmaschine. Lee war ein armer, einfacher Arbeiter; um die kärglichen Einnahmen der Familie zu erhöhen, begann die Frau daheim Strümpfe zu stricken, und aus der Beobachtung seiner Frau kam Lee der Gedanke, eine Maschine zu bauen, die diese Arbeit schneller und besser verrichten könnte. Nicht ein Heller Ersparnisse stand ihm zur Verfügung, zum Ankauf der notwendigsten Materialien mußte die Familie sich buchstäblich jeden Großen vom Munde absparen, aber nach jahrelanger Entfagung war das Werk endlich gelungen, William Lees Maschine war erbaut. Aber als er sie öffentlich vorführen wollte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung; man warf dem Erfinder vor, er ginge darauf los, die Arbeiter zu ruinieren, seine Maschine wurde beschlagnahmt und der Erfinder mußte in die Verbannung ziehen. Er starb in Frankreich und er starb buchstäblich Hungers. Bald darauf konstruierten die Brüder Morley eine neue Maschine, die

unmittelbar durch die Erfindung Lees beeinflusst war: und ihnen war das Schicksal hold, nach drei Jahren waren sie nahezu Millionäre.

Auch Thimonnier, der Erfinder der Nähmaschine, sollte nie die Frucht seiner Arbeit ernten dürfen. Als er 1830 seinen Apparat in Paris ausstellen wollte, mußte er, die Maschine auf dem Rücken, zu Fuß von Anplepius im Departement Rhone nach Paris wandern; in jeder Stadt, in jedem Dorf, wo er Halt machte, führte er seine Erfindung vor und sammelte Kupfermünzen, um den Weg fortsetzen zu können. Und um die Freigebigkeit der Landleute zu reizen, führte er sogar ein kleines Marionettentheater mit sich, denn ohne diese die Schaulust anlockende „Sehenswürdigkeit“ wäre er nicht weit gekommen. Endlich erreichte er Paris und erlebte die große Enttäuschung seines Lebens. Zum Unverstand gesellte sich der Haß, auch Thimonnier warfen die Arbeiter vor, daß er ihren Stand berauben wolle, in Lyon wollte man ihn in die Rhone werfen, überall begegneten ihm nur Haß und Mißgunst, und als er — wieder zu Fuß — sein heimatliches Dorf erreichte, war er ärmer als zuvor, 21 Jahre später gelang es ihm, seine Maschine nach London schicken zu lassen, man fertigte ihn mit ein paar Hundertfranken ab.

Wahrlich, nur wenigen Erfindern war und ist es vergönnt, zu Lebzeiten ihre Verdienste anerkannt und auch belohnt zu sehen.

Der Erfinder des Kollschuhes verdiente durch seinen Einfall 12 Millionen, Harvey Kennedy wurde zehnfacher Millionär, weil ihm eines Tages der Einfall kam — Schuhschnüre zu erfinden. Der erste Erfinder der Sicherheitsnadel starb als Besitzer eines Vermögens von 40 Millionen, und vier Millionen verdiente der Mann, der eines Tages auf die Idee kam, drehbare Kautschukabsätze zu fabrizieren. Aber Philippe de Girard,

der das Problem löste, Seinen mechanisch zu spinnen — im Jahre 1810 — verdiente nicht einen Sou, obgleich ein Preis von einer Million Frank für diese

Erfindung ausgesetzt war; er erhielt nichts davon und wurde in den Schuldturm gesperrt.

Zum Uebersetzen.

zerbrich nicht!	אל תשבר	öffne!	פתח
öffne nicht!	אל תפתח	zerbrechet!	שברו
zerbrechet nicht!	אל תשברו	ich werde sein	אֶהְיֶה
zerbrich!	שבר	nicht doch!	אל נא

קבר את מתד. פתח את פיך בחקמך! ספר את הכוכבים.
 אם תוכל לספר אותם. שמע בקול אביך! שכן בארץ
 הזאת, ואהיה עמך. פתחו את ספריכם. עברו לפני אחיכם.
 עמדו לפני אויביכם, ותהיו בני חיל. לד לשלום.

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 22 lautet:

Ich werde mein Kalb verkaufen. Du wirst dein Geld verlangen. Der Richter wird am Stadtor richten. Er wird in seinem Land regieren. Wir werden unserem Hirten zürnen. Ihr werdet das Blut auf die Erde gießen. Die Krieger werden den Feind verfolgen. Die Armen der Stadt werden vor Hunger sterben. Wer ist jener Knabe?

Rätselaufösungen:

Bilderrätsel: „Dem fleißigen Hamster schadet kein Winter.“



Auflösung zum Stäbchen-Rätsel:

D R E I

Auflösung zur „Magischen Ecke“: 1. Benjamin. 2. Cleasfar. 3. Neapel. 4. Japan
 Visitenkarten-Rätsel: In „Krain“.

Rätsel.

Mit **H** trägt's jeder Mann und manche Frau,
 Mit **G** hat's der nur, der besitzt,
 Mit **W** empfindet's mancher Mensch,
 wenn er im Streite sich erhit.
 Setzt Du ein **M** anstatt des **W**
 So ist's ein anderes Gefühl,
 doch schön und gut. Der Knabe zeigt
 es oft schon bei dem Schlachtenpiel.
 Ich hoffe, daß Dich's auch beseelt,
 denn feig ist jeder, dem es fehlt.

Mit **B** dient es als Schmuck im Zier.
 Mit **H** reicht es die Liebe Dir.
 Mit **E** gehört's dem Bauersmann.
 Mit **W** triffst Du's im Hause an.
 Mit **Z** es Kindern sehr gefällt.
 Mit **S** hat es die ganze Welt.
 Mit **M** berührt's beim Trank den Mund.
 Gib mir die Rätselworte kund!

Was hab' ich da im Schächtelein?
 Es ist nicht groß, es ist nicht klein.
 Nicht klappert's wenn man's schüttelt.
 Es ist nicht dick, es ist nicht dünn.
 Nicht leicht nicht schwer, nicht blau nicht grün
 Zerbricht nicht wenn man's rüttelt.
 Der Kaufmann hat es nirgends feil.
 Es ist dem Bettelmann sein Teil.
 Der Geizhals schenkt es gern her.
 Nun rate fein, es ist nicht schwer!

Die erste Silbe bläst aus allen Ecken,
 daß sich der Wetterhahn im Kreise dreht.
 Die zweite dient zu Unterhaltungszwecken,
 das Ganze Ihr als schlankes Hündchen seht.

Ignaz Brößler und Frau in Graz haben die

בר מצוה

ihres Sohnes Paul, am Samstag, am 29. November 1913 gefeiert. Wir gratulieren.